



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Lie, Bernt: Oberlehrer Hauk : Roman : (Fortsetzung)

urn:nbn:de:gbv:46:1-908

Dichtung hineinragen, weil ihm zu viel fehlt, sophokleische Höhe zu erreichen. Und noch eine Voraussetzung Baumgarts ist falsch; er spricht von der nihilistischen Stimmung mancher modernster Kunstpropheten, die jeder ästhetischen Norm das Recht abspricht und sich auf den einzigen Satz zurückzieht: berechtigt ist, was sich bei dem Publikum als wirkungskräftig durchsetzt. Baumgart sieht da falsch; die Leute, die er meint, haben ja gerade den Grundsatz, verkappt oder unverkappt, daß das, was sich beim Publikum durchsetzt, schlecht ist. Das zu belegen, würde hier zu weit führen. Aber zwei Beispiele sollen wenigstens angedeutet sein: der ganze, zum Teil geradezu verrückte Haß gegen Sudermann gründet sich zum großen Teil gar nicht auf ästhetische Bedenken, sondern darauf, daß der Mann dem Publikum gefiel; und, so lautet das stille Argument, weil „Charleys Tante“ dem Publikum auch gefällt, setze ich heute Sudermann und vor zwanzig Jahren Schiller gleich Charleys Tante (ganz grob ausgedrückt). Das zweite Beispiel ist Maeterlinck, der sich mit der „Monna Vanna“ gar nicht weit von seiner Linie entfernte, aber nun, weil das Publikum das Stück annahm, ein schlechtes Stück geschrieben haben sollte. Im übrigen ist Baumgarts kleine Schrift schon deshalb interessant, weil sie mit vollem Nachdruck die Gemeinsamkeit des Goethischen und des Schillerschen Kunstideals hervorhebt. Das ist nötig, denn gerade, wenn man weiß, wo die beiden Größten auseinandergehen, muß man betonen, wo sie immer wieder eine Einheit bilden.



Oberlehrer Hauf

Roman von Bernt Lie

(Fortsetzung)



n der Küche zündete Svend Bugge eine Lampe an und nahm sie mit. Dann ging er oben von Zimmer zu Zimmer. Und in dem einen Mansardenstübchen fand er endlich die beiden Mädchen. Die eine lag auf den Knien über einem Stuhl, den Kopf in den Armen, die andre saß unter der Lampe und las laut aus einem Gesangbuch vor.

Svend Bugge stand in der Türöffnung.

Was ist das für eine Manier! Hier renne ich durch das ganze Haus nach einem Menschen, der mir behilflich sein kann! Kommen Sie augenblicklich herunter und tun Sie Ihre Pflicht! Ach, was — Unsinn! Stehn Sie auf und kommen Sie. Ich muß schnell etwas Wein haben. Und es ist schon neun Uhr!

Das Mädchen, das an der Erde lag, stand auf, und sie gingen beide mit ihm hinunter. Die eine verschwand in der Küche, die andre ging mit ihm in den Keller hinab. Hier beleuchtete sie mit einer Laterne ein Bord mit Flaschen. Svend Bugge suchte eine Flasche Portwein heraus und nahm sie mit nach oben. Das Mädchen zeigte ihm die Gläser, die im Büfett im Eßzimmer standen.

Er zog die Flasche auf, füllte erst ein Glas und leerte es in einem Zuge. Dann steckte er zwei Gläser in die Tasche und ging zu Benny in das Zimmer. Sie lag auf dem Sofa und schluchzte leise.

Sehen Sie hier, Fräulein Benny! Trinken Sie dies! Das wird Ihnen gut tun.

Er stößte ihr ein halbes Glas ein. Dann ging er mit der Flasche in das Krankenzimmer. Er nahm das andre Glas aus der Tasche, füllte es und gab es dem Oberlehrer in die Hand. Der Oberlehrer trank. Svend Bugge ging dann hinaus, über die Diele und die Küche in die Eßstube, holte ein neues Glas und kehrte zurück. Er schenkte das Glas voll und reichte es der Diakonisse. Aber sie schüttelte lächelnd den Kopf.

Es wird Ihnen gut tun, flüsterte er. Sie aber schüttelte abermals den Kopf.

Dann ging er in die Küche hinaus und befahl den Mädchen, das Abendessen anzurichten.

Als er wieder ins Zimmer kam, stand der Doktor vor dem Sofa und betrachtete Benny. Er wandte sich nach Svend Bugge um und zeigte auf das geleerte Portweinglas.

Ich dachte —

Es ist gut! flüsterte der Doktor. Sie schläft.

Der Doktor nahm die Dielenlampe und ging mit ihm auf die Diele hinaus. Svend Bugge erzählte, was sich zugetragen hatte.

Ja, sagte der Doktor, sie ist tief im Todeskampf.

Und dann habe ich die Mädchen herangekriegt, daß sie ein wenig Abendbrot herrichten —

Sie sind ein Prachtmensch! Wir müssen unsern armen Freund herausholen und ihn bewegen, ein wenig zu essen.

Und Fräulein Benny?

Ach lassen Sie die nur schlafen, das arme Kind! Aber setzen Sie ihr die kleine Lampe wieder hinein, damit sie nicht im Dunkeln aufwacht.

Der Doktor ging in das Krankenzimmer. Svend Bugge trug die Lampe vorsichtig ins Zimmer. Aber als er Benny auf dem Sofa ansah, schlug sie die Augen auf und richtete sich auf. Sie lächelte ihm glücklich zu — eine Sekunde. Dann faßte sie nach dem Herzen.

Ach Gott! Ich hatte ganz vergessen —! Sie stand auf und ging auf die Bibliothekstür zu.

Er aber stellte sich ihr in den Weg. Ach nein, nicht jetzt da hinein, Fräulein Benny! Sie sind jetzt zu müde! Legen Sie sich lieber ein wenig hin. Sie haben ja geschlafen, aber viel zu wenig!

Ach nein, ich muß —

Sie dürfen sich nicht krank machen! Jetzt ist der Doktor da drinnen. Und es ist ganz still! Ach nein, tun Sie es nicht! Ich bitte Sie so herzlich!

Er legte den Arm um ihre Taille und führte sie vorsichtig zum Sofa zurück.

Denken Sie daran, Fräulein Benny, daß Sie stark und tapfer sein müssen! Um des Herrn Oberlehrers willen! Und auch um Ihrer selbst willen!

Sie setzte sich auf das Sofa und sah zu ihm auf. Er stand vor ihr mit einer stehenden Miene, daß sie sich legen möge. Aber sie blieb aufrecht sitzen.

Es ist schrecklich, daß sie keinen Frieden finden kann!

Liebes Fräulein Benny, Ihre Mutter ist nicht bei Bewußtsein!

Sie kann keinen Frieden finden, das ist das Schreckliche! Das ist so schrecklich.

Sie dürfen nicht so denken. Ihre Mutter ist tief im Todeskampf. Das hat der Doktor mir gesagt. Ihr Bewußtsein — ihre Seele ist schon lange geschwunden —

Der Doktor kam mit dem Oberlehrer Haut aus der Bibliothek. Er führte ihn am Arm, während er ermahrend und milde auf ihn einsprach, daß er essen müsse.

Und die kleine Benny auch! Wir müssen ruhig sein und standhalten, wir, die wir leben. Wenn nun alles vorbei ist — bald, lieber Freund, dann muß Julius kommen. Und wer soll den armen Jungen aufrecht halten, wenn du —

Ja ja — ja! Wir wollen still sein, still. Komm, Kind, Doktor Lange sagt, wir sollen zu Abend essen. Es ist spät, und du mußt dich aufrecht halten, mein Kind!

Benny ging hin und schmiegte sich an den Vater. Er umarmte sie und brach in ein schluchzendes Weinen aus.

Evend Bugge preßte das Taschentuch vor das Gesicht und eilte auf die Diele hinaus. Hier bekämpfte er sich und ging dann in die Küche.

Jetzt soll gegessen werden. Tragen Sie die Speisen hinein — still und ruhig! Kein Geheule, nicht einmal schluchzen dürfen Sie!

Eins der Mädchen trug das Teegeschirr hinein. Die andre stand am Herd und briet Spiegeleier.

Machen Sie, daß Sie fertig werden, so schnell Sie können! sagte Evend Bugge.

Aber Bertina bringt mich noch um Sinn und Verstand! Sie sagt, sie hat den Gottseibeius vor dem Schlafzimmerfenster gesehen.

Den Gottseibeius!

Ja, den leibhaftigen Teufel, der will unsre Frau holen, sagt Bertina!

Verdammt! Blödsinn!

Und so, wie sie geschrien hat, in einem fort! Und so, wie sie gegen uns arme Mädchen gewesen ist, und wir haben doch getan, was wir konnten —

Ich glaube, Bertina wird noch viel ärger schreien, wenn sie erst dem Tode ins Gesicht sieht! Machen Sie jetzt nur, daß Sie die Eier hineinbringen, aber ein bißchen fix.

Er ging über die Diele durch das Wohnzimmer und betrat lautlos das Esszimmer.

Da saßen sie um den Tisch, der Doktor, der Oberlehrer und Benny.

Setzen Sie sich und essen Sie, Herr Kandidat. Sie sind uns wahrlich eine gute Hilfe gewesen!

Evend Bugge nahm an der andern Seite des Oberlehrers Platz.

Hier, lieber Freund, ein Ei — das geht so leicht! Und es kräftigt! sagte der Doktor. Und der Oberlehrer versorgte sich. Dann legte er Messer und Gabel hin und strich Evend Bugge über die Wange.

Haben Sie vielen Dank, mein lieber, junger Freund!

Evend Bugge schluckte das Weinen hinunter und schwieg. Und die Mahlzeit ging ihren kümmerlichen Gang.

Der Oberlehrer sank zusammen.

Du mußt essen, es gilt, die Kräfte aufrecht zu halten!

Da sah der Oberlehrer auf und sagte: Es ist so schrecklich, daß sie keinen Frieden finden kann!

Mein Freund! Sie hat längst Frieden gefunden! Sie ist schon lange über alles Bewußtsein hinaus!

Daß sie keinen Frieden finden kann —! wiederholte der Oberlehrer.

Nach einer Weile erhob er sich leise und ging zu der Kranken hinein.

Der Doktor ging ihm nach. Dann erhob sich auch Benny und ging auf die Tür zu.

Evend Bugge stand auf.

Sie sollten sich ausruhen, Benny!

Sie blieb stehn und lächelte leise.

Jetzt bin ich nicht mehr müde. Ich bin auch ganz ruhig.

Er stand da, die Hand auf dem Stuhl, und sah sie an.

Sie Wunderbare! sagte er. Und sie glitt still hinaus.

Es herrschte Todesstille im Hause. Um Mitternacht kam der Doktor ins Wohnzimmer zu Svend Bugge, der dort auf und nieder wanderte und so alle diese Stunden auf und nieder gewandert war.

Kommen Sie jetzt mit mir, Herr Kandidat Bugge. Jetzt ist alles vorbei.

Ist sie tot?

Nein. Nicht ganz. Aber nun ist es vorbei.

Gute Nacht, Herr Doktor. Ich bleibe hier.

Nun ja, das mag ganz gut sein . . . Gute Nacht!

Eine Stunde verging. Der Sturm draußen hatte sich gelegt. Svend Bugge öffnete ein Fenster. Es war schwarz und still.

Da schallte ein durchdringender Schrei durch das Haus. Er stand eine Sekunde still und lief dann ins Krankenzimmer.

Oben am Kopfende des Bettes kämpfte die Diakonisse mit der Kranken. Der Oberlehrer stand mitten im Zimmer, Benny hatte sich an ihn geschmiegt, und Frau Haut schrie, mit langen, heisern Schreien.

Svend Bugge lief hin und half, Frau Haut niederzulegen. Ihre Augen flackerten in wildem Starren, ihre Lippen bewegten sich, sie waren mit Schaum bedeckt, und sie schrie: Ich kann sie nicht finden!

Dann sank sie mit einem langen, röchelnden Laut zurück. Und alles wurde still.

Svend Bugge fuhr plötzlich in die Höhe. Er sah die Diakonisse an. Sie nickte.

Er erhob sich und verließ das Zimmer gesenkten Hauptes.

In der Wohnstube stellte er sich an das offene Fenster und starrte in die schwarze Nacht hinaus.

Nach einer Weile kam die Diakonisse zu ihm heraus.

Würden Sie wohl so freundlich sein, sie zu bewegen, daß sie mich allein lassen — mit der Toten . . .

Er ging mit ihr.

Der Oberlehrer und Benny lagen auf den Knien am Bett und schluchzten laut.

Er trat zu ihnen heran und bewog sie sanft, das Zimmer zu verlassen.

Er selber blieb mit der Diakonisse dort.

* * *
Gegen Morgen kam Svend Bugge ins Wohnzimmer, um sich zu verabschieden.

Im Lehnstuhl saß Oberlehrer Haut. Benny lag an der Erde, den Kopf in seinem Schoß. Er wiegte den Oberkörper hin und her.

Jetzt müssen Sie schlafen, Herr Oberlehrer! sagte Svend Bugge. Wir haben ein Bett für Sie in der Bibliothek hergerichtet.

Der Oberlehrer sah auf, verständnislos und abwesend.

Und Sie, Fräulein Benny, Sie müssen jetzt auch zu Bett!

Benny rührte sich nicht.

Da sagte der Oberlehrer mit leisem Zammern: Mein junger Freund! Daß sie keinen Frieden finden konnte! Daß sie keinen Frieden fand!

Sie hat Frieden gefunden! Kommen Sie, Herr Oberlehrer, und Sie, Fräulein Benny, kommen Sie mit mir!

Er sprach gedämpft, aber bestimmt, fast befehlend. Er ging voran, und sie folgten ihm. Er führte sie durch die Bibliothek, wo das Sofa für den Oberlehrer hergerichtet war — und in das Schlafzimmer.

Hier drinnen war es blendend hell. Die große Lampe aus weißem Porzellan stand ohne Schirm auf dem Nachttisch. Auf der andern Seite des Bettes stand eine andre Lampe mit hellbrennender Flamme.

Frau Haut lag mit gefalteten Händen auf dem Bettuch. Ihr Haar war gekämmt, fest und glatt lag es an der Stirn an. Ihre Augen waren geschlossen. In dem grellen Licht traten die Züge in dem mageren Gesicht scharf hervor und warfen tiefe Schatten.

Aber ihre Lippen lächelten.

Geräuschlos erhob sich die Diakonisse von ihrem Stuhl am Bett und zog sich in den Schatten zurück.

Svend Bugge nahm den Oberlehrer bei der Hand und führte ihn an das Fußende des Bettes.

Sehen Sie, flüsterte er, sehen Sie, nun hat sie Frieden gefunden!

* * *

Es wurde ein trüber Winter.

Kein ordentlicher, weißer Schnee bis ganz kurz vor Weihnachten. Da aber fiel er in Haufen herab, und in der Weihnachtswoche lag die Stadt vergraben da und guckte jammervoll durch die Fenster des zweiten Stockwerks über die weißen Schneefchanzen. Bis an die Haustüren wurden tiefe Hohlwege gegraben.

Und dann kam der Januar, eine einzige finstere Nacht mit Sturm und Geheul und Geheul und Sturm, von Norden her fünf Tage lang, von Süden sieben Tage und dann wieder von Norden. Immer und ewig dasselbe Einerlei, denn da draußen sah und hörte man nichts, mochte es aus dem einen Ende der Welt kommen oder aus dem andern. Dunkel war es hinten und dunkel war es vorn, und das Schneetreiben fuhr wagrecht von beiden Seiten an den Wänden des Hauses entlang. Der Schnee, der nicht vom Himmel herab kam, kam aus den hohen Schneefchanzen dahergewirbelt.

Daß sich die Schiffe vorwärtsstampften, daß die Postfäcke an Land kamen und bis zu dem Postmeister in der Stadt gelangten, daß die Briefe und Zeitungen wie gewöhnlich und in trockenem Zustande ringsherum in den Häusern abgeliefert wurden, dabei dachte sich niemand etwas, niemand dachte darüber nach, welch ein Wunder das im Grunde war! Niemand, außer vielleicht Svend Bugge, der zweimal in der Woche gerade während der Postzeit zwischen zwölf und eins Norwegisch in der Prima gab, und der dann gewöhnlich am Fenster stand und beobachtete, wie die vier Postboten in dem grauen, finstern Mittag den Postschlitten vom Quai über den Hügel schleppten. Aber er war ja auch neu hier am Ort und sah alles mit erstaunten Augen.

Sie löschten in der Regel die Lampen nach Süden zu in den Klassen aus, in dieser Stunde. Weniger des Tageslichts wegen, denn das war kümmerlich genug, als vielmehr aus Anstandsgefühl, des lieben Gottes und der vernünftigen Naturordnung halber!

Um zwei Uhr, wenn sich groß und klein nach beendeter Schulzeit durch das Wetter hindurch nach Hause arbeitete, standen die Straßenlaternen angezündet da und leuchteten trübe durch die schneebedeckten Glaskuppeln. Aus der Mädchenschule kamen sie in dem Unwetter in ganzen Schlittenlabungen gefahren.

Und dann war man zu Hause, und es war für den Rest der vierundzwanzig Stunden Nacht, den ganzen nächsten Morgen und bis tief in den nächsten Tag hinein. Und währenddes heulte der Sturm, und das Schneetreiben peitschte gegen die Fenster.

* * *

Den ganzen Januar, alle die einunddreißig Tage lang.

Und am dritten Februar war es am Morgen Morgen. Um acht, als die Knaben und die Mädchen, die Lehrer und die Lehrerinnen aus ihren Schlafstuben und von ihrem Frühstück herauskamen, gingen sie ganz still die Straßen entlang, den Schulhügel hinauf, und sahen in der Dämmerung zu den morgenbleichen Sternen hinauf, die so kleinäugig und schläfrig funkelten und glitzerten und dabei doch wie jemand, der sich noch so tief in den Morgen hinein wach gehalten hatte, einzig und allein, um den Augen da unten zuzublinzeln — um zu zeigen, daß sie da oben waren, daß der Himmel klar war, und daß jetzt etwas zu erwarten sei —!

Und die ersten beiden Stunden vergingen. Und dann kam das, was zu erwarten war: die Sonne!

Vor vierzehn Tagen schon hätte sie da sein müssen. Und da hätte sie eine halbe Stunde gerade durch den Einschnitt zwischen den beiden Bergen im Süden hindurchgucken müssen. Jetzt kam sie ein gutes Stück über den einen Berggücken hinüber. Aber um so voller und goldner und runder stieg sie in blendendem Glanz auf. In blendendem Glanz.

Und sie entzündete eine Glut in allen Fensterscheiben der Schule da oben auf dem Hügel und eine Glut in den Augen aller Knaben, die durch das offene Schulportal wimmelten.

Die Schule hatte nämlich frei. —

Und der Februar ging seinen Gang. Da kam stürmisches Wetter genug, von Süden und von Norden, mit Schnee und ohne Schnee. Aber es war nicht mehr so gefährlich, wenn es auch stürmte und schneite. Die Sonne stand am Himmel, da mochte der Winter in Gottes Namen Winter sein, wenn man nur die Sonne gesehen hatte, sodaß man wußte, daß sie da war, daß der Fluch des Winters gelöst war.

Und mächtig nahm die Nacht des Lichtes von einem Tage zum andern zu.

Und Mitte März wurde es dauernd hell und still.

Blendend weiß lag das Land da mit allen den Bergen hoch und feiertagsstill in dem Schneegewand. Schimmernd blau floß das Meer dazwischen in Sund und Fjord. Die Häuser der Stadt hatten weiße Dächer und blanke Fensterscheiben mit osterlich gewaschenen Gardinen und einem Flor von Zimmerblumen dahinter im Sonnenschein. In den Straßen klingelten die Schlittenglocken, knirschte der Schnee unter den Schritten der Menschen; der Frost rötete die Wangen und Nasenspitzen, aber die Gutewetterlaune klang durch die schimmernd reine Luft.

Oben auf dem Hügel lag die Schule traulich und behaglich, dank ihren großen Öfen, und die Lehrer wanderten durch die Klassen, blieben von Zeit zu Zeit am Fenster stehn, um auf die Stadt da unten hinabzusehen, wo der Mittag Rauch verheißungsvoll kerzengerade aus allen Schornsteinen aufstieg.

* * *

In der Prima saßen die sechs langen Burschen auf ihren regelrechten Plätzen, so still wie sechs Lichter.

Oberlehrer Haut ging von der Tür bis zum Fenster auf und nieder. Auf und nieder, auf und nieder.

Er sprach zu ihnen von den alten Etruskern. Die Prima repetierte nämlich das Altertum zum Examen.

Wie gewöhnlich hatte der Oberlehrer damit angefangen — nachdem er sich das Pensum des Tages hatte mitteilen lassen —, die Hände auf dem Rücken, dazustehn und zu dem sonnenbeschienenen Fenster lange hinauszusehen.

* * *

Dann begann er zu wandern und von den Etruskern zu reden. Dann schwieg er viele Minuten, sprach weiter und schwieg wieder.

Die Garde saß lautlos da und folgte ihm mit den Augen.

Der Oberlehrer war diesen Winter so alt geworden. Das sah man erst jetzt so recht, wo die Sonne mit ihrem starken Licht das ganze Werk des Winters beleuchtete. Sein Haar und sein Bart waren ganz weiß geworden. Sein großer, kräftiger Körper war zusammengeschrumpft, und sein Rücken beugte sich müde. Die Seemannsfarbe seines Gesichts war verblaßt, und die Wangen waren mager geworden. Aber die Augen glänzten wie ehedem, warm und hell, vielleicht noch heller als ehedem. Und oft gleichsam abwesend —

Die Lukomonen, ja! begann er wieder nach einer Pause. Ach ja, meine Jungen, das ist traurig, daß wir nicht mehr von diesem wunderbaren Volk wissen! Das ist sehr traurig — denn wir sollten sie kennen! Sie haben uns etwas zu sagen, woraus wir lernen könnten. Man steht da unten in ihren sonderbaren und höchst unheimlichen Gräbern, in denen die Überlebenden die Wände rings um die Toten herum mit Bildern angefüllt haben, die alle des Lebens Lust und Freude atmen, die Gastmähler und Feste und verderbliche Sinnlichkeit schildern. Ach, wenn wir die gemalten Gesichter zu uns umwenden, ihnen in ihre Augen sehen, sie reden hören könnten — von ihren dunkeln Geschichten, von ihrer dunkeln Herkunft — wie sie die hohe Kunst und Kultur von Hellas in sich aufgenommen haben — zugleich mit der geschmückten Wollust des Orients!

Der Oberlehrer schwieg wieder und wanderte.

Aber wir wissen nichts von ihnen. Die Bilder sind stumm, meine jungen Freunde, denn wir verstehen nicht die Sprache des geheimnisvollen Volks. Wir wissen nicht, wie sie die Werte des Lebens in ihren Werken und in ihren Gedanken verwalteten. Wir kennen nicht ihre Gedanken über das Leben und den Tod.

Jetzt blieb der Oberlehrer am Fenster stehen und schwieg. Endlich wandte er sich den jungen Leuten zu, sein ferner Blick schweifte über ihren Häuptern hin: der Tod! meine jungen Freunde. Wie muß unsre Seele erbeben in Dankbarkeit dafür, daß wir einen Erlöser haben, der uns über den schwarzen Waffern des Todes entgegenkommt — mit Licht für unsern Weg! Mit Licht für unsern Weg!

Er wanderte wieder zwischen dem Fenster und der Tür hin und her und sagte nichts. Er ging in sich versunken. Hin und wieder erhob er die eine Hand und bewegte sie mit gespreizten Fingern durch die Luft.

Unten auf dem Gange klingelte es. Der Oberlehrer wandte sich um, stand eine Weile still und sah zerstreut über die Bänke hinweg. Dann nickte er still und sagte freundlich: Adieu, meine jungen Freunde!

Und dann ging er.

Die Sechs blieben einen Augenblick regungslos und schweigend sitzen. Dann erhob sich der eine oben am Fenster: Nein, jetzt wird er ganz verrückt!

Und dann standen alle sechs auf. Aber sie blieben im Zimmer stehen, ohne zu gehn.

So geht es nicht weiter! erklärte ein anderer. Wir kommen auf diese Weise ja nicht einen Schritt vorwärts!

Und dabei sollen wir noch den ganzen Norden und halb Frankreich bis zum Examen repetieren!

Er faselt schlimmer als je!

Ich glaube, der Alte wird kuckisch!

Ganz verrückt ist er! Das soll eine Vorbereitung aufs Abiturium sein!

Wir müssen es ihm geradeheraus sagen!

Er kann uns ja das ganze Examen ruinierten! Wir müssen von ihm verlangen, daß —

Ach glaubt ihr, daß es nützen kann, mit dem verrückten Kerl zu reden!

Er hat ja keinen Begriff davon! Laßt ihn doch um Gottes willen in Frieden —
Wir wollen uns beim Direktor beklagen.

Ja, das ist das einzige, was wir tun können. Uns beim Direktor beklagen.
Damit er sich zusammennimmt!

Wir können ja gleich zum Direktor gehn! Alle wie ein Mann! Come along!

Sie strömten der Tür zu, als der oben am Fenster sie zurückrief: Nein, hört
mal, das wäre ganz gemein! Wir können doch nicht hingehn und den Alten beim
Direktor verklagen! Nein — das tun wir nicht!

Aber irgend etwas müssen wir doch tun!

Wenn es nur einen Zweck hätte, mit ihm selbst zu reden! —

Ich weiß etwas! Wir sprechen mit Kandidat Bugge.

Was soll der denn tun?

Wir wissen doch alle, daß Bugge ein famoser Kerl ist.

Ja, das ist er! Aber . . .

Er ist unbedingt in der ganzen Schule, ja in der Stadt der beste Freund
des Oberlehrers!

Ja, das ist er! Er wohnt ja beinahe draußen bei dem Alten. Und geht mit
ihm spazieren, schon den ganzen Winter. Er hat ihm geholfen, als seine Frau starb.
Das hat Doktor Lange selbst erzählt.

Ja, das ist sicher und gewiß. Das wissen wir ja.

Und nun gehn wir alle zusammen zu Bugge und sagen ihm, wie sich der
Alte hier benimmt, wie sonderbar und zerstreut er in der letzten Zeit ge-
worden ist —

Ja, schon den ganzen Winter!

Ja, den ganzen Winter, und es wird immer ärger! Und daß wir bange sind
wegen des Examens in der Geschichte und im Französischen. Und dann fragen wir
Bugge, was wir tun sollen. Der wird wohl Rat wissen.

Ja, das tun wir, ja, das tun wir!

Das ist gescheiter, als zum Direktor zu gehn —

Nie im Leben! So gemein sind wir denn doch auch nicht! Gegen den Alten! —

Als Svend Bugge um zwei aus dem Schulportal trat, stand die ganze Prima
versammelt da und wartete auf ihn.

Als er hörte, um was es sich handelte, nahm er sie mit herein in das leere
Konferenzzimmer und schloß die Tür.

Setzen Sie sich, meine Herren! Und reden Sie nicht zu laut! Wollen Sie
nun die Güte haben, noch einmal von vorn anzufangen!

Svend Bugge sagte „Sie“ zu den Schülern der obern Klassen.

Sie setzten sich im Halbkreis um ihn herum. Svend Bugge selbst lehnte sich
in seinen Stuhl zurück und hörte den wortführenden Primus mit der tiefsten Auf-
merksamkeit an, wobei er ihn unverwandt mit dem rechten Auge beobachtete. Mit
dem linken sah er seiner Gewohnheit nach an seiner Nasenwurzel entlang, und den
Kopf hatte er ein wenig auf die Seite gelegt.

Endlich schloß der Primus: Wir wollten eigentlich mit dem Herrn Oberlehrer
selbst reden, aber —

Nein, ach nein, es ist sehr richtig, daß Sie das nicht getan haben. Sehr taktvoll
und hübsch von Ihnen. Und ich erkenne das Vertrauen, das Sie mir erweisen,
indem Sie zu mir kommen, außerordentlich an. Ich glaube auch, es wird sich er-
weisen, daß es das Richtige war. Sehn Sie, Sie sind nicht die einzigen, die diese
Klage über unsern lieben Herrn Oberlehrer führen. Und wir, die wir im täglichen
Verkehr mit ihm stehn, haben ja auch gesehen, daß er anders geworden ist als früher,
zerstreuter und — wunderbar. Das ist ja seit dem Tode seiner Frau gekommen!

Ja, das haben wir uns auch gedacht!

Nun will ich mir die Sache überlegen. Ich will, so gut ich kann, darüber nachdenken, und wir werden schon einen Ausweg finden. Oberlehrer Hauf ist verbraucht; er ist überanstrengt und bedarf der Ruhe. Ja, und nun danke ich Ihnen, daß Sie zu mir gekommen sind. Seien Sie überzeugt, daß sich schon ein Ausweg finden läßt, der zu aller Bestem dient! Und dann lassen Sie dies vorläufig unter uns bleiben.

Die Sechß gingen. In der Tür aber wandte sich einer von ihnen um: Ja — entschuldigen Sie, aber wir möchten so ungern — wenn danach gefragt werden sollte — wir möchten so ungern, daß der Oberlehrer erführe, daß wir —

Verlassen Sie sich auf mich! Ich werde Ihnen keine Unannehmlichkeiten bereiten. Ich verrate des Oberlehrers Garde nicht!

(Schluß folgt)



Maßgebliches und Unmaßgebliches

Reichs Spiegel

Berlin, 8. November 1908

(Der Casablanca = Zwischenfall. Der Reichstag und das preußische Abgeordnetenhaus.)

Über die Angelegenheit des Daily-Telegraph-Artikels haben verschiedene Fraktionen des Reichstags Interpellationen eingebracht, deren Verhandlung wahrscheinlich schon vorliegen wird, wenn unsre Betrachtungen in die Hände der Leser kommen. Es würde deshalb nicht zweckmäßig sein, an dieser Stelle noch einmal auf die Sache zurückzukommen. Nur das mag erwähnt werden, daß in dem Gesamtbild der Presse des In- und Auslandes die Auffassung hervortritt, dem Reiche sei durch die unglückliche Veröffentlichung eine so schwere Krisis bereitet worden, wie wir sie seit langer Zeit — einige sagen: seit der Entlassung des Fürsten Bismarck — nicht erlebt haben. Daß diese sehr ernste Auffassung und die damit verbundene tiefe Erregung begründet sind, daran ist wohl nicht zu zweifeln. Aber sie darf doch nicht bestimmend sein für unser politisches Handeln. Bei der nüchternen Abwägung unsrer Interessen dürfen wir einen bewährten Staatsmann nicht für ein Versehen verurteilen, das allerdings für einen Schreiber ein Kapitalverbrechen in den Augen des Bureauchefs bedeuten mag, aber doch unmöglich einen Maßstab für die von einem deutschen Reichskanzler geforderten Fähigkeiten abgeben kann. Es wäre der Gipfel der Lächerlichkeit, wenn überhaupt die Anschauung aufkommen könnte, der Reichskanzler müsse seine Zeit und Arbeitskraft damit vertun, den Verbleib und die Behandlung jedes einzelnen Aktenstücks persönlich zu kontrollieren. Es scheint überhaupt, als werde von sonst verständigen Leuten zuviel Wert auf diesen Bureaufehler gelegt. Hat man wohl daran gedacht, was unter Umständen geschehen wäre, wenn der Reichskanzler wirklich das Manuskript als ungeeignet zur Veröffentlichung bezeichnet hätte? Dann hätte der englische Verfasser vielleicht den Artikel trotzdem veröffentlicht, oder wenn er sich persönlich nicht kompromittieren wollte, auf irgendeinem Wege dafür gesorgt, daß das Manuskript — scheinbar gegen seinen Willen — irgendwo gedruckt wurde. Wie wollte man das verhindern? Das Unglück ist doch eben, daß solche Gespräche überhaupt stattgefunden haben. Daß man nebenbei durch eine zweckmäßigere Organisation des Auswärtigen Amtes Sorge trägt, überbürdete Beamte zu entlasten und eine strengere und wirksamere Prüfung aller zu erledigenden Sachen zu ermöglichen, ist eine Frage für sich. Natürlich ist auch für diese Organisation formell der Reichskanzler ver-